Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 64. **Freitag** den 5. Februar 1897. **91. Jahrgang.**

Die Hungersnoth in Indien.

Zu den Eigenthümlichkeiten Albions gehört bekanntlich die unwiderstehliche Neigung, das Mitleid der gesammten Welt auf- und anzurufen, wenn in nicht-englischen Gebieten Mißstände, Unglücksfälle, Bedrückungen, Gewaltthaten ꝛc. ruchbar werden. Die englische Humanität strahlt dann vor Aller Augen im schönsten Glanze, in einem so blendenden Glanze, daß das englische Auge Noth und Druck im großbritannischen Reiche selbst vielfach erst recht spät entdeckt. Das ist, wie schon früher betont wurde, auch in Bezug auf die Hungersnoth in Indien der Fall. Der folgende Artikel, den B. Karpeles in der „Socialen Praxis" veröffentlicht, veranschaulicht diese Thatsache mit besonderer Deutlichkeit:

Am 2. October 1896 telegraphirte der Staatssecretär für Indien, Lord George Hamilton, dem Vicekönig Lord Elgin: „Nach Reuter-Meldung vom 30. September droht angeblich in den Nordwest-Provinzen Hungersnoth. Wollen Sie mir über die Thatsachen telegraphisch berichten und mich fortlaufend informiren." Diese Depesche eröffnet die Correspondenz zwischen dem englischen Cabinet und dem General-Gouverneur von Indien, welche dem Parlamente am 19. Januar vorgelegt wurde, und sie offenbart deutlich genug das Bestreben der indischen Verwaltung, die alte verderbliche Politik der Verheimlichung fortzusetzen. Erst ein directer Auftrag konnte sie bewegen, über ein Ereigniß von wahrlich nicht geringer Bedeutung zu berichten, obwohl ihr die Situation seit Wochen bekannt sein mußte. Das gestattet einen Schluß auf die Glaubwürdigkeit der officiellen Berichterstattung überhaupt und rechtfertigt die Behauptung der unabhängigen Presse, daß die amtlichen Mittheilungen über die Hungersnoth in Indien weit hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Nach diesen amtlichen Mittheilungen nun ist die Lage folgende (Bericht vom 10. Januar):

In den Prov.-en	herrscht resp. steht bevor			
	Hungersnoth		Nothstand	
	auf einem Gebiete mit			
	Quadratmeilen	Bevölkerung	Quadratmeilen	Bevölkerung
Punjab . . .	16 800	4 139 000	30 100	6 569 000
Nordw.-Provinz.	26 200	11 273 000	50 600	26 013 000
Bengal . . .	6 700	5 281 000	9 900	8 265 000
Burma . . .	2 600	212 000	8 600	556 000
Madras . . .	8 500	1 306 000	—	—
Bombay . . .	43 000	7 009 000	9 300	2 064 000
Centr.-Provinz.	60 200	7 824 000	13 200	1 019 000
Summa	164 000	36 944 000	121 700	44 475 000

Und so steht es bereits heute fest, daß die gegenwärtige Hungersnoth auch die große Katastrophe weit übertreffen wird, welche Indien im Jahre 1878 heimgesucht und wenigstens fünf Millionen Menschen dem Hungertode preisgegeben hat.

Das große Problem, welches Indien darbietet, läßt sich kurz durch folgende Angaben charakterisiren. Die Bevölkerung von (Britisch) Indien betrug 1872 186, 1881 199 und 1891 221 Millionen, hat sich also in zwei Jahrzehnten um 20 Procent vermehrt. Die Culturfläche aber ist fast stationair geblieben und beträgt rund 200 Millionen Acres. Zugleich hat sich die Ertragfähigkeit des Bodens vermindert, wenn wir den Zeugnissen unbefangener Beobachter Glauben schenken dürfen. Der Werth der gesammten Jahresproduction (Ackerbau, Bergbau, Industrie) wird mit 300 Millionen Rx angegeben (1 Rx = 10 Rupees = nominell 1 Pfund Sterling). Auf den Kopf der Bevölkerung entfällt eine stets geringere Quote, die heute nur mehr 13 Rupees beträgt, d. h. 26 ℳ pro Kopf und Jahr. Es kann nicht bezweifelt werden, daß auch in den Jahren guter Ernte ein großer Theil der Bevölkerung absolut ungenügend genährt ist.

Aber diese Bevölkerung, deren Armuth alle europäischen Vorstellungen übertrifft, wird durch die englische Verwaltung zu stets erhöhten Leistungen gezwungen. Im Finanzjahr 1884/85 betrugen die Steuern 38 Millionen Rx; sie sind bis 1895/96 auf fast 50 Millionen Rx, also fast um 32 Procent gestiegen und nehmen ein Sechstel des gesammten Volkseinkommens in Anspruch. Mehr als 25 Millionen Rx erfordert die Erhaltung der Armee.

Diese drückende Besteuerung mag immerhin durch die Erwägung der großen Vortheile gerechtfertigt werden, welche die englische Verwaltung dem indischen Volke bietet oder zu bieten scheint. Aber die Verwendung der indischen Einnahmen außerhalb des Landes treibt Indien einer furchtbaren finanziellen Katastrophe zu. Der Tribut, den Indien an England zahlt: in der Form von Zinsen für die Staatsschuld, welche zu mehr als neun Zehntel in England placirt ist, von Zinsen für Eisenbahn-Anleihen, von Pensionen, die in England verzehrt werden, von Profiten für die englischen Unternehmer beträgt nach den geringsten Schätzungen 30 Millionen Pfd. Sterling in jedem Jahre. Da diese Verpflichtungen auf Gold lauten, so verdoppelt das Sinken der Silber-Rupee die finanziellen Schwierigkeiten. Für die vom Staatssecretair in London auf Indien gezogenen Wechsel im Betrage von 16 905 102 Pfd. Sterling (1894/95) waren 30 96 98 798 Rx erforderlich. So bietet Indien das furchtbarste Beispiel der Folgen des Absenteismus dar, das die Geschichte kennt. Es ist dieser jährliche Abfluß von wenigstens 30 Millionen Pfd. Sterling Gold, dem keinerlei Eingangsposten entspricht, es ist dieser ungeheuere Tribut, einem armen und immer mehr verarmenden Volke abgepreßt, an dem — um ein berühmtes Wort Lord Salisbury's zu gebrauchen — Indien verbluten muß. Diese finanzielle Lage verschuldet es, daß das indische Volk heute absolut widerstandsunfähig eine Katastrophe hereinbrechen sieht, deren Größe unfaßbar, für welche aber die englische Verwaltung direct verantwortlich ist. In Indien besteht heute keine Hungersnoth in dem Sinne, daß die verfügbaren Getreidevorräthe nicht ausreichen, um die geringen Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen; diese Situation kann erst im Frühjahre eintreten. Gegenwärtig handelt es sich vielmehr um eine Theuerung, welche allerdings für den ausgeplünderten Ryhat mit Hungersnoth gleichbedeutend ist. Seine Ersparnisse, welche in Schmucksachen aus Silber bestehen, sind durch die Schließung der indischen Münze für die freie Silberprägung werthlos geworden. Sein Grundbesitz ist überschuldet, der Dorfwucherer versagt seine Hilfe. Die Regierung gewährt Unterstützung, indem sie Nothstands-Arbeiten eröffnet. Der Tagelohn wird so bemessen, daß er ausreicht, um den Kauf einer bestimmten — ungenügenden — Ration von Lebensmitteln zu den jeweiligen Preisen zu ermöglichen: am 22. Januar waren bereits 1 750 000 Personen bei solchen Arbeiten beschäftigt. Aber es ist bekannt, daß ein großer Theil der Bevölkerung Hilfe in dieser Form zurückweist und es vorzieht, in die Wälder zu flüchten und dort Hungers zu sterben. Und während die Regierung durch die Ansammlung hungernder und entkräfteter Menschen bei schweren Erdarbeiten die Verbreitung der schwarzen Pest direct begünstigt, während die Nordwest-Provinzen bereits heute der Schauplatz von Scenen sind, welche nur mit den furchtbaren Ereignissen verglichen werden können, welche die Hungersnoth des Jahres 1878 auf ihrem Höhepuncte zeitigte, findet die indische Regierung den Muth zu der Erklärung, daß „sie volle Verantwortung für die Erhaltung des Lebens der von der Hungersnoth heimgesuchten Bevölkerung übernehme". Aber sie findet den Muth nicht, die Ausfuhr von Getreide aus Indien, welche noch heute betrieben wird, zu verbieten, nicht den Muth, die Lebensmittel-Versorgung in die eigene Hand zu nehmen: die Regierung hat bekannt machen lassen, daß sie „streng an der Politik der Nichteinmischung in den privaten Handel festhalten und keine Käufe auf eigene Rechnung vornehmen werde". (Telegramm des Vicekönigs vom 10. Januar.)

Die indische Regierung, die der gegenwärtigen Lage so wenig sich gewachsen zeigt, trifft aber auch der Vorwurf, daß sie nicht einmal jene Maßregeln durchgeführt hat, welche nach ihren eigenen Erklärungen zur Abwehr von Hungersnoth erforderlich sind. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Aufwand für Unterstützungen in Zeiten von Hungersnoth in jedem Jahrzehnt 15 Mill. Pfd. Sterl. betrage, erklärte die indische Regierung im Jahre 1878, daß sie nunmehr einen Versicherungsfonds schaffen und jährlich mit 1,5 Mill. Pfd. Sterl. dotiren wolle. Um diesen Betrag zu beschaffen, führte sie zuerst eine license tax ein, die bald in eine Einkommensteuer verwandelt wurde. Es war allerdings eine schlechte Finanzpolitik, daß dem durch die Hungersnoth von 1878 hart genug bedrückten Ryhat eine neue Steuerlast aufgebürdet und die Dotation für den Reservefonds nicht vielmehr durch Ersparnisse in der Ausgabewirthschaft hereingebracht wurde. Aber immerhin war die Bildung dieses Fonds eine Maßregel. Als „heiliges Gut" (sacred trust) wollte die Regierung ihn bewahren und feierlich versprach sie, auch nicht eine Rupee für fremde Zwecke zu verwenden. Nur für eine besondere Classe öffentlicher Arbeiten sollte der Fonds verwendet werden dürfen: solche Eisenbahnen und Bewässerungsanlagen, welche ausschließlich aus Rücksichten einer Hungersnoth erforderlich seien, deren Ausführung somit eine directe Verminderung der Gefahr einer Hungersnoth bedeute; der Rest solle zur Herabsetzung der indischen Schuld dienen. Aber nur durch fünf Jahre (1881/82—1885/86) unter der ruhmvollen Regierung Lord Ripon's wurde der Fonds dotirt und bestimmungsgemäß verwaltet. Vom Finanzjahre 1886/87—1895/96 sind statt der versprochenen 15 Millionen Pfd. Sterl. nur 6 476 722 Rupees für den Fonds verwendet worden, obwohl die Einkommensteuer in diesen zehn Jahren mehr als 16 Millionen Rupees betragen hatte. Mehr als 8,5 Millionen Rupees wurden also trotz der blündigsten Versprechungen und Betheuerungen anderen Zwecken zugeführt: militairischen Expeditionen, Gehaltszulagen für die Beamten, die weitaus bestbezahlten Beamten der ganzen Welt!

Männer aller Parteien haben zu allen Zeiten das System der indischen Verwaltung gebrandmarkt: John Bright, Sir Jas. Caird, H. M. Hyndman, Dadabhaj Naoroji und wie viele andere noch haben oft genug ihre warnende Stimme erhoben. Aber die englische Bureaukratie in Indien hat es vorgezogen, die alte Mißwirthschaft fortzusetzen. Diese Bureaukratie trifft die Schuld an der Thatsache, daß am Ende des 19. Jahrhunderts Millionen und Millionen von Menschen dem Hungertode preisgegeben sind.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 4. Februar. Der Bundesvorstand der polnischen Sokolvereine veröffentlicht folgende Erklärung:

„In der letzten Zeit sind einzelne Sokolturnvereine zu wiederholten Malen von einem gewissen Theil der Presse, gewissen Kreisen im Landtage und von den Regierungsvertretern politischer Tendenzen verdächtigt worden. Angesichts dessen stellen wir als die oberste Behörde der Bundesvereine in erster Linie ausdrücklich fest, daß diese Vereine einzig und ausschließlich die Pflege der Gesundheit und die Entwickelung der körperlichen Kräfte durch Turnübungen zum Ziele haben. Da wir außerdem darüber wachen, daß nicht nur keine politischen, sondern überhaupt keine öffentlichen Angelegenheiten in unsere Vereine hereingeschmuggelt werden, da keiner der dem Bunde angehörenden Vereine irgend welche Nebenzwecke verfolgt, sondern gewissenhaft die durch die Statuten ausgestreckten Grenzen innehält, stellen wir hiermit öffentlich fest, daß die besagten Verdächtigungen augenscheinlich auf ungenauen und unwahren Informationen beruhen."

Diese Ablehnung erscheint vollkommen begreiflich angesichts der offenen Charakterisirung der politischen Natur der Sokolvereine, wie sie in dem Kalender eines der stimmführenden polnischen Blätter, des „Goniec Wielkopolski", für das Jahr 1897 gegeben worden ist. Die „Berliner Neuest. Nachr." theilen daraus Folgendes mit:

„Heute giebt es für uns — in der Welt der ungebetenen Gäste, in der Vergangenheit und in der ganzen Zukunft nur ein Land, in welchem für den Polen nur ein wenig Glück blüht: Das Land des Glaubens an eine bessere Zukunft des Vaterlandes. . . . Der Geist der Nation lebt, glaubt und handelt. Es ist eine unbesiegbare Kraft und eine unverwüstliche Macht. Er fürchtet sich nicht vor den zur Vernichtung des erhabenen Lebens vereinten Mächten, sondern bahnt sich neue Wege, verkündet neue Losungen und zeigt, woraus die Kraft des Volkes dann zu schöpfen ist, wenn die Gegner der Ueberzeugung sind, daß die Nation das Recht zum Leben eingebüßt habe. Verstummt ist der dröhnende Anmarsch der mit Flügeln gezierten Husaren, verschwunden die Standarten und die aufständischen Fähnlein, nicht mehr klingen uns die wie ein Wald gestreckten Kaisaiwicer Sensen entgegen und der weiße Adler zieht nicht mehr die Weichsel herab seine Kreise, — da sammeln die Fittiche des **Sokol** unsere Brüder von Neuem in Reih und Glied als Nachfolger der alten Helden. Dieser graue Vogel hat nicht die leuchtend weiße Farbe des Gefieders des Königs der Piastenlande, noch ist er wenig bekannt, seine Kraft und Stärke noch nicht gehörig gewürdigt, das Feld seiner Verdienste noch klein . . . aber er ist der Vogel der Zukunft, der Bote unserer Befreiung, der Anführer einer neuen Schaar von Heldenkriegern, welche daherstürmen zur Wiedererkämpfung der Freiheit. . . . Jetzt, wo die Schaaren des auf das blutige Blachfeld eilenden Adels verschwunden sind und der Heer-

Feuilleton.

Ueber Ratten und ihre Könige.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Wir Leipziger haben noch verschiedentlich und im Besondern Ursache, uns für den Rattenkönig zu interessiren, denn die Umgebung unserer guten Stadt ist geradezu classischer „Rattenkönig-Boden".

Die frühesten, sehr unbestimmten einschlagenden Nachrichten weisen auf Straßburg und das Jahr 1683.

Der erste Mann, der von durch ihre Schwänze zur Königswürde vereinigten Ratten umständlicher zu erzählen weiß, ist im Jahre 1691 (also vor Einwanderung der Wanderratte) Günther Christoph Schellhammer, seiner Zeit ein — selbstverständlich — hochberühmter Professor in Jena, der gleich zwei Fälle auf einmal zur Sprache bringt. Bei dem einen erfahren wir, daß er in einer Küche, aber nicht in welchem Orte, sich zugetragen habe. Es waren 14 ausgebildete Ratten, deren Schwänze „wie der Megärä Haarlocken, oder das Haupt der Medusä ineinandergeflochten und verwirret" waren. Der zweite Fall spielt sich in meiner lieben Vaterstadt Weimar ab und kam bei Reparatur einer Mühle zum Vorschein. Der dritte Fall wird 1714 von dem Professor der Medicin in Gießen Michael Bernhard Valentini erzählt. Das Object wurde in einer Küche zu Sondershausen gefunden, und der „allda residirende Fürst von Schwartzburg hat es aus sonderlicher Kuriosität etlichmal abmalen lassen". Valentini giebt zu seinem Berichte eine sehr nett in Kupferstich ausgeführte Abbildung des Monstrums: sechs wohlbeleibte Ratten sind mit verflochtenen Schwänzen untereinander und an ein Hölzchen befestigt. Es ist darüber auch eine Abbildung mit erklärendem Texte als Flugblatt erschienen, von der Blumenbach in Göttingen ein Exemplar besaß und im Collez zu zeigen pflegte. — Im Jahre 1719 fand ein Knecht zu Roßla in Thüringen auf einem Dachboden einen aus neun Ratten bestehenden Rattenkönig. Um dieselbe Zeit besaßen der Graf Stollberg zu Wernigerode und ein Licentiat Carl in Gödern jeder je einen solchen in eingetrocknetem und mumificirtem Zustande, über die aber Näheres nicht bekannt geworden ist.

Ueber die beiden ersten Leipziger Fälle berichtet 1722 Dr. Friedrich Liefmann folgendermaßen. „Es erzählete dieser Tagen der Hof-Commißarius Stürtzel, daß auf den Dießlauischen Gütern bey Leipzig in einem Fäßgen, worinnen Erbsen gewesen, und zum Kochen hätten geholet werden sollen, ein Hauffen Rattenköpfe gesehen worden; darauf man gleich das Fäßgen zugedeckt und die vermeinten Ratten mit heissem siedenden Wasser gebrühet und ersäuffet. Nachdem es nun also wahret einen Tag gestanden und man es ausgüssen wollen, wäre ein Rattenmonstrum von zehen oder zwölf Köpfen darin gefunden worden, mit einem Leibe und großen breiten Schwanze; so nachdem nach Dreßden an die Dießlauische Herrschafft gesandt worden, Se. Königl. Maj. aber einbalsamiren und in die Naturalien-Kammer setzen lassen; welches Monstrum ein Rattenkönig genannt wird, obgeachtet, führt der vorsichtige Mann fort, ich diese Stunde noch nicht glauben kann, daß es einen wahren Rattenkönig und zwar auf gemeldete Art geben solle. Ich erwarte hiervon noch mehrere Particularia, so aber bisher nicht eingelaufen; und melde vorjetzo nur noch so viel, daß ohnfehlbar in Leipzig bey dem jungen Herrn D. Petermann ein ausgetrocknetes noch zu finden, welchen Herr D. Schultze, ein hiesiger (Bautzener) Medicus, damals bei dem Herrn Vater gesehen: es ist selbiger also todt und ausgetrocknet in einer alten eingerissenen Mauer, als ein Teller breit in die Rundung, gefunden worden, hat viele Leiber und Köpffe, und bestehet der Schwantz (der in der Mitte aus allen diesen rund umherstehenden Cörpern und zusammenlaufenden Schwäntzen zusammen gewachsen), also aus sehr vielen Schwänzen, die so fest in der Mitten in einander verwunden, daß auch ein Riemer die Riemen nicht so verstricken kann."

Ein ander Bild im Jahre des Heils 1774! — Wieder ist die Leipziger Gegend die Fundstelle eines Rattenkönigs, und zwar diesmal die Mühle zu Lindenau. Die Zeiten sind andere seit fünfzig Jahren und die Menschen kritischer geworden. Die hohe Obrigkeit und ein sehr weiser Rath der Stadt halten es für nöthig, sich mit der Sache zu befassen. Es werden Protokolle aufgenommen und Gutachten eingefordert von Leuten, die Sachverständige sind, oder wenigstens dafür gelten. Da das Ding, wenn es auch immerhin einen supernaturalistischen Beigeschmack hat, handgreiflich vor Augen liegt, verzichtet man auf geistlichen Senf und beauftragt zwei Aerzte, die Herren Doctores Daniel Christian Burdach und Johann Gottlob Eckholdt, academ. lips. chirurgum, der Angelegenheit näher zu treten. Vielleicht treiben sich irgendwo noch die einschlagenden Acten herum, die vordem im Archive der sogenannten Landstube hier und vor 40 Jahren noch vorhanden waren, in welcher Zeit ein gewisser Schlenzig aus Altenburg eine, eben bei Brehm abgedruckte, Abschrift des Protokolls in der allgem. deutsch. natur-hist. Zeitung der Gesellsch. Isis in Dresden (1856) veröffentlichte.

Die nächsten Mittheilungen finden sich, immer abgesehen von etwaigen Flugblättern, die nicht so leicht aufzutreiben sind und die ich nicht kenne, in der 1792 erschienenen „Europäischen Fauna" von J. E. A. Göze, der sich in Sachen „Rattenkönig" folgendermaßen vernehmen läßt: „Die Sache ist wahr. Denn ich habe mit meinen Augen fünf und fünf, neun und neun, mit den Schwänzen in einen Knoten verflochtene Ratzen gesehen. . . . . Wo eine große Menge Ratzen in einem Haufen beysammen sey, finde sich unten der Ratzenkönig allezeit, der von den anderen ordentlich verehrt und gefüttert würde. Der meinige, unter dem Kammrade und bestand aus 18 Ratzen, auf jeder Seite 9, die so verflochten waren, daß sie allezeit mit dem Körper gegeneinander zogen und also nicht von der Stelle konnten. Ich besitze auch noch das Kupfer eines Ratzenkönigs von 18 Ratzen, der ebenfalls 1748, am 12. Julius, unweit Sondershausen in einer Mühle gefunden war, unter welchem die Geschichte und nähere Umstände von dem Mahler beschrieben sind."

In einer anonym veröffentlichten Besprechung des Göze'schen Werkes (in der Gothaer gelehrten Zeitung von 1792), die gewiß aus Johann Mathias Bechstein's, des bedeutendsten deutschen Zoologen des vorigen Jahrhunderts, Feder stammt, finden wir die ersten Zweifel darüber, ob auch der Rattenkönig als zu Recht bestehend angesehen würde. „Uns kommt es noch immer so vor, als wenn lustige Bursche solche Rattenkönige, von denen in den Spinnstuben so oft die Rede ist, machen."

An einer andern Stelle (Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands, 2. Aufl. 1801) sagt Bechstein später: „Die Rattenkönige trifft man gewöhnlich in Mühlen an, und da knüpfen denn wohl lustige Müllerburschen eine Menge Ratten an den Schwänzen zusammen und machen Rattenkönige, um die Mädchen fürchten zu machen."

Blumenbach, Professor zu Göttingen, Bechstein's berühmter Landsmann (er wurde 1752 in Gotha und Bechstein 1757 in Waltershausen geboren) und Zeitgenosse, sagt noch in der 4. Auflage seines „Handbuchs der Naturgeschichte", das im vorigen Jahrhundert das allergrößte Ansehen genoß und in die Sprachen sämmtlicher gebildeter Völker übersetzt ist: „Es werden alte kraftlose Ratten von den jüngeren besorgt und gefüttert. Bejahrte Ratten, die nun der Ruhe pflegen, verwickeln sich zuweilen zu 6, 8 und mehreren mit den Schwänzen ineinander und das sind die ehemals so berufenen und neuerlich ohne allen Grund geleugneten Rattenkönige." In der nächsten und in allen folgenden Auflagen des Buches übergeht Blumenbach selbst den „ohne allen Grund geleugneten Gegenstand" mit Stillschweigen.

Um 1810 herum — Genaueres weiß ich über die Zeit nicht zu berichten — wurde in Braunschweig in einem angesehenen Hause ein aus sieben großen, lebendigen Individuen bestehender Rattenkönig aufgefunden. Man hatte tagelang ein von einer bestimmten Stelle ausgehendes, unerträgliches Gequike im Wohnzimmer gehört, ließ die Dielung des Fußbodens aufbrechen und fand die nette Bescheerung. Alle Ratten waren mit ihren Schwänzen so fest und unauflöslich miteinander verschlungen, daß sie nicht zu trennen waren.

Im Jahre 1822 im December wurden laut Lenz zu Döllstedt bei Gotha von Dreschern in einer Scheune gleich zwei aus lebenden, laut quiekenden Individuen bestehende Rattenkönige auf einmal gefunden. Der eine bestand aus 28, der andere aus 14 Ratten, und beide lagen in einer Höhlung in einem Balken, die ganz reinlich gehalten war. Die Thiere waren von gleicher Größe und so ansehnlich, daß sie mindestens im letzten Frühjahr geworfen sein mußten.

Es vergehen 58 Jahre, bevor der nächste Rattenkönig gefunden wird. Das geschieht 1880 im Februar. Der Maler Beckmann hat von ihm eine Abbildung und einen Bericht in dem nämlichen Jahre in der „Illustrirten Zeitung" gegeben. Die Thiere waren zu drei Viertel ausgewachsene, wohlbeleibte Hausratten (Mus rattus) und waren ursprünglich zu 7 (eine hatte sich aber losgelöst) mit den Schwänzen in einem zolldicken, aus Kuhhaaren, Talg und Lehm zusammengefilzten Klumpen fest vereinigt. Die Verschlingungen waren an den meisten Stellen mehr oder weniger leicht verschiebbar und nur an wenigen, ganz eng eingeschnittenen Puncten unbeweglich verknüpft. Das Wundervieh fand sich in einem Kessel in einem Nebenhause der Schlachthalle zu Düsseldorf.

Seitdem ist es still geworden über Rattenkönige. Wer ihrer in Natur zu sehen Verlangen trägt, bemühe sich nach Altenburg, wo ein aus 27 Stück bestehender mumificirter bewahrt wird, oder nach Stuttgart, dessen Hofnaturaliencabinet einen zehnköpfigen in Weingeist besitzt.

Der vorher erwähnte Schlenzig ist überzeugt, „daß solche Rattengeflechte gar nicht zu den Seltenheiten gehören", und Martin meint in seiner Naturgeschichte der Thiere: „Es kommen zwar weit öfter Rattenkönige vor, als man gewöhnlich annimmt, allein Aberglaube und Unverstand der Finder zerstörte häufig dieselben." Von wannen Martin diese Weisheit gekommen ist, verräth er nicht. Uebrigens blickten

SLUB
Wir führen Wissen.